

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 5

Artikel: Tagebuch mit Büchern
Autor: Brentano, Bernard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tagebuch mit Büchern

von Bernard von Brentano

5. 10. 34. Es ist vielleicht ein Fehler unserer Theater, dass sie den Zuschauer verpflichten wie die Kirchen den Gläubigen; dass man eng und eingekieilt sitzen muss, und das noch obendrein den ganzen Abend lang, dass man nicht aufstehen kann, nicht rauchen darf, und zu wenig Gelegenheit hat, ein wenig mehr zu flirten. Die alten Logentheater, die man besuchte, um eine Frau zu sehen, seine Freunde zu treffen und daneben noch ein oder zwei Akte eines neuen Stücks anzuschauen, waren selbst vom Dramatiker her gesehen, richtiger konstruiert. Wenn sie weihenvoll auftreten muss, wird die Kunst krank.

Obige Aufzeichnung muss mich sehr beschäftigt haben, denn in der vergangenen Nacht hatte ich einen langen Theatertraum.

Es war gegen Abend, aber noch vor Dunkelheit. Ich ging auf einer langen und breiten Strasse, die mit Menschen und Autos gefüllt war. Die Laternen waren schon angezündet, aber ihre Lampen hingen wie Leuchtknöpfchen oder wie erstarrte Glühwürmchen in der Luft und verbreiteten kein Licht; kaum, dass sie einen totenhellen Schein hatten. Der Himmel wölbte sich weit und war stahlblau gefärbt; er strahlte für sich selber wie ein Saphir.

In der Mitte der Strasse lag ein Theater, dessen Auffahrt von den violetten Buchstaben einer Lichtreklame magisch gefärbt wurde. Ich trat ein, die Empfangshalle war leer, die Aufführung hatte schon angefangen, aber ich beeilte mich nicht. Das Mädchen an der Garderobe hatte die hübschesten Hände, die ich noch gesehen. Als sie mir für meinen Mantel das kleine Metallpfand reichte, machte ich den Versuch, ihre Finger zu streicheln. Sie merkte meine Absicht, liess sich die unschuldige Huldigung gefallen und lachte.

In der Loge waren meine Freunde versammelt (meine Traumfreunde!). Mein rotgepolsterter Stuhl stand in der letzten Reihe an der Wand; aber ich war ja auch als letzter gekommen. Als ich mich gesetzt hatte, schaute ich zunächst auf die Bühne, die nicht sehr deutlich beleuchtet war, dann beugte ich mich vor und fragte Anna, die Frau meines Freundes S., was man eigentlich gebe.

— Egmont, sagte sie.

Ich schaute wieder auf die Bühne und erkannte die Regentin von Parma und ihren Sekretär, dem Goethe in einem etwas leichtsinnigen Einfall den grossen Namen Machiavell gegeben hat. Der Auftritt ist sehr schön und ich belauschte die Unterhaltung zwischen der Tochter Karls V. und ihrem Vertrauten mit grosser Aufmerksamkeit.

Der folgende Auftritt zwischen Klärchen, ihrer Mutter und dem armselig-wehleidigen Brackenburg fesselte mich nicht, und ich war froh, als der Vorhang fiel und das Licht anging.

— Finden Sie, dass die Regentin sich richtig verhält? fragte ich Anna.

— Kaum, antwortete Anna, aber sie ist sympathisch.

— Sie ist abstrakt, antwortete ich. Sie disputiert mehr wie ein Professor als wie eine Fürstin und der Statthalter eines mächtigen Königs.

— Wie sollte sie sich verhalten?

— Nicht so klug, antwortete ich, sondern klüger, fraulicher, politischer.

Der zweite Aufzug lief langsam an, und ich wurde erst neugierig, als Egmont auftrat, um sich nun mit seinem Sekretär zu unterhalten. Die Wiederholung wirkt etwas verblüffend und eine Spur mehr künstlich als künstlerisch. Aber Goethes Sprache ist eine sehr süsse und unwiderstehliche Schmeichlerin, man hört ihr zu und gibt sich willig gefangen; auch das Ohr hat ein Recht darauf, ab und zu verwöhnt zu werden.

Der Sekretär, ein jugendlicher-eckiger Mime, hatte Egmonts Monologen lange genug zugehört und verliess die Bühne, um seine Elvire nicht länger warten zu lassen. Dann trat Oranien auf. Er wurde von einem festgebauten, blonden und unersetzen Schauspieler gegeben, was mir sehr gefiel. Man hat nicht die Taille von Don Quichote, wenn man so irdisch verständig ist. Ich lauschte wieder, aber diesmal war es nicht nur der Wohllaut der Sätze, der mich fesselte, auch der Verstand bekam sein Teil zu kosten und schlürfte die Nahrung der Klugheit, wie der Sommergarten einen kräftigen Regenguss. Oranien folgt, allerdings auf eine edle Art, den Ratschlägen, die Polonius seinem Sohn mitgibt: Dein Ohr leih' jedem, Wenigen deine Zunge.

Er stellt eine Frage nach der anderen, und selbst wenn er Aeußerungen tut, bleibt seine Absicht verhüllt, und er deutet nur an. „Ich trage viele Jahre her alle unsere Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müssige Menschen mit der grössten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Ratschläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Ursache, einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lang nach gewissen Grundsätzen gehandelt, er sieht, dass er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher als dass er es auf einem anderen Wege versucht?“

Egmont bleibt halsstarrig; Oranien spürt den trotzigen, unüberlegten Widerstand Egmonts und wird erregt. Unsere Literatur kennt, wie kaum eine andere, die tiefe Leidenschaft der Freundschaft, jene geläuterte, wunschlose Liebe, die ein Mann für die Eigenschaften eines anderen Mannes zu hegen vermag, eine der grössten und stärksten Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, und eine von solcher Seltenheit, dass sie fast nur bei den Dichtern vorkommt.

Ich hatte diese Gedanken gedacht und sah wieder auf die Bühne. Oranien war vor Egmont getreten und sagte mit leiser aber fester Stimme: „Leb wohl, lass deiner Aufmerksamkeit nichts entgehen: wie viel Mannschaften er mitbringt, wie er die Stadt besetzt, was für Macht

die Regentin behält, wie deine Freunde gefasst sind. Gib mir Nachricht.
— Egmont!"

Egmont versteht ihn nicht, Oranien fasst ihn bei der Hand und bittet ihn: „Lass dich überreden, geh mit!"

Egmont: Wie? Tränen, Oranien?

Oranien: Einen Verlorenen zu beweinen ist auch männlich...

Das Licht ging an, die Zuschauer klatschten leidenschaftlich und ich tat es mehr aus Anstandspflicht gegen die Darsteller als aus Neigung, denn ich war ganz benommen. Oraniens Tränen hatten auch mich zu Tränen gerührt.

In der grossen Pause unterhielten wir uns im Foyer; als es läutete, kehrten wir zu unserer Loge zurück, blieben aber in einem kleinen, mit Spiegeln geschmückten Vorraum stehen, und setzten unser Gespräch forf.

— Ich liebe dieses Stück, sagte Anna.

— Ich liebe es auch, sagte ich, und ich kann es nicht ausstehen und nicht ertragen. Egmont benimmt sich zu töricht! Wenn er noch waghalsig wäre — aber die schönen Worte von den Geistern, welche die Sonnenpferde antreiben, die ihm Goethe in den Mund legt, passen weder zu seiner Erscheinung noch zu seinem Charakter.

Anna verteidigte Goethe, und ich wurde etwas verwirrt, weil ich ihn garnicht angegriffen hatte.

— Bleiben wir bei dem Stück, sagte ich. Hier zwingt man den Zuschauer, zu viel zu vergessen, gleichsam an der Garderobe zu depo-nieren. Die Niederlande, Spanien, Habsburg, die Erbschaftspolitik Karls V..., soll ich das alles vergessen, weil es Goethe gleichgültig war?

— Der vierte Aufzug hat angefangen, sagte Anna.

— Wir haben Oranien reden hören und wissen, dass Egmont verloren ist, antwortete ich. Wozu seinem Untergang zuschauen? Wenn er sich noch wehren wollte? Aber ich zweifle daran, sein Charakter ist zu weich, er wird stückweise untergehen. Ich habe den Inhalt der letzten Aufzüge nur undeutlich im Kopf, aber ich fürchte ihn.

— Was verlangen Sie vom Theater? fragte mich Annas Mann.

— Ich ziehe es vor, mich zu unterhalten, statt unterhalten zu werden.

— Ein Glück, sagte Anna, dass Goethes übrige Zuschauer zahmere Leute sind als Sie; das gäbe eine schöne Wirtschaft im Theater, wenn alle Leute in der grossen Pause fortgingen.

— Alle Leute, dachte ich, ist niemand. Aber ich sagte es nicht, weil Anna die Eigenschaft hatte, im Zorn noch hübscher zu werden, als sie schon von Natur aus war. Ich selber war garnicht zornig, und ich wollte soeben Eckermann fragen, (der merkwürdigerweise in unsere Loge getreten war), was der Olympier wohl vorziehe, meinen mangelhaften Theaterbesuch oder meine leidenschaftliche Beschäftigung mit Egmonts Charakter — als ich erwachte.

*

7.10.1934. Im dritten Band und im Jahrgang 1800 der Propyläen, einer Zeitschrift, die Goethe herausgab, findet sich auf Seite 165 ein

kurzer Aufsatz, betitelt: Flüchtige Uebersicht über die Kunst in Deutschland, und darin, im sechsten Abschnitt, eine Stelle über Berlin, in der Goethe den Berlinern vorwirft, bei ihnen sei der Naturalismus zuhause, mitsamt der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung. Poesie ersetze man an der Spree durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, und verdränge das allgemein Menschliche durch's Vaterländische. Er hoffe nur, man möge sich in Berlin bald überzeugen, dass es weder patriotische Kunst noch patriotische Wissenschaft gebe.

Als Schadow, der bedeutende Berliner Bildhauer, Goethes Aeusserungen zu Gesicht bekam, setzte er sich hin und schrieb in der Zeitschrift „Eunomia“ eine Antwort an den grossen Mann von Weimar, in der gescheite und bemerkenswerte Sätze stehen.

„Mich sollte es freuen, wenn wir einen charakteristischen Kunstsinn besässen, und obwohl dieser in den Propyläen als ein solcher betrachtet wird, welcher auf die niedrigste Stufe gehört, so ist es doch der einzige, durch welchen wir Deutsche dahinkommen, Kunstwerke hervorzubringen, in welchen man uns selbst sähe. Seit anderthalbhundert Jahren sind wir Nachahmer der Italiener und der Franzosen oder Gräculi. Anstatt zu geben und auszubilden was in uns ist, quälen wir uns, etwas hervorzubringen, was dem von diesen Fremden gemachten ähnlich ist. Dieses geschieht mehrerenteils ohne guten Erfolg, indem das uns Eigentümliche und Angeborene vorher erstickt werden muss...“

„Jene alten Holländer dünken mir recht schätzbare Männer zu sein, die, obwohl sie lange in Italien lebten, den Holländer in sich nicht erstickten, sich auch durch die Poussinaden nicht irremachen liessen; und wahrlich! die Italiener schätzen ihre Arbeiten noch bis auf den heutigen Tag... Im Vaterländischen liegt das allgemein Menschliche...“

„Besässen wir doch nur die Geschicklichkeit, das Vaterländische darzustellen, das Eigentümliche, denn nichts anderes gibt es in der Natur. Dann würden wir Deutsche eine Schule haben...“

„Wer den Rubens nach dem Masstab misset, dass er nicht wie die Griechen das Nackende zeichnete, seine Gewänder nicht wie sie legte, andere Gegenstände wählte, andere Begriffe von ihren Heroen, Göttern und Allegorien hatte, der findet ihn schlecht, wer aber bedenkt, dass bei ihm Anordnung, Zeichnung, Ausdruck, Beleuchtung, Farbe, Gewänder, Haare usw. in der schönsten Uebereinstimmung sind, ohne Nachäffung der Griechen, Römer, Lombarden oder sonst einer Schule, der wird sagen: er ist ein Meister... Hätte er es versucht, der Sprache jener zu reden, wahrlich, er würde geplappert haben.“

Mir scheint, dass diese Auseinandersetzung zwischen Schadow und Goethe zu Unrecht unberühmt geblieben ist, und die Kunstwerke, welche Schadow herstellte, haben ihm recht gegeben und nicht der trockenen und abstrakten Schule, welche man in Weimar zu fördern versuchte. Uebrigens war Schadow ein grosser Verehrer Goethes und ich will auch noch den Schluss seiner Antwort an Goethe hierersetzen, um den Menschen Schadow neben dem Künstler zu zeigen.

„Sollte es hier auch keck scheinen, so wage ich doch zu behaupten, dass was hier von der bildenden Kunst gemeint ist, sich auch auf die Dichtkunst anwenden lasse. Der Sinn und die Laute der grauen Vorzeit sind schön, und davon durchdrungen singt Goethe:

Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Aber wahrlich, das ist hart geredet gegen die ihm innwohnende vortreffliche Gabe der Dichtung und des Gesanges. Das Lesen derjenigen seiner Werke, wo er selbst und Er nur allein spricht, erregt eine Stimmung, eine Schwärmerei, die ich bei Homer nie empfand. So muss es auch sein, und wie Homer die Essenz seines Zeitalters war, so ist Er die des Unsigen.

„Homeride sein zu wollen, wenn man Goethe ist, hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten!“

*

9.10.34. Man sagt: Bilde Künstler, rede nicht. Aber dieser Satz gilt auch für die Historiker, mit der Abwandlung: Erzähle Historiker, rede nicht. Ich habe schon viele Bücher über Luther gelesen, aber klar und deutlich und plastisch vor Augen trat mir der Mann erst in Rudolf Thiel's „Luther“, und zwar dort am vorzüglichsten, wo Thiel erzählt. Luther predigte in der Schlosskirche zu Wittenberg, die den reichsten Schatz in allen deutschen Landen von heiligen Reliquien besass. Es war ein grosses Schauspiel, wenn diese 17 000 Heiligtümer am Stiftsfest ausgestellt wurden, in wunderbar getriebenen, goldenen und silbernen Gefässen, verziert mit Email und Edelsteinen. Da standen Kreuze und Monstranzen, Tabernakel, Schreine und Figuren, Hörner, Totenköpfe, Brustreliquarien... Den braven Bürgern, die in hellen Scharen angelaufen kamen, gingen die Augen über von der Pracht. Da hatten sie einen grossartigen Anschauungsunterricht in christlicher Geschichte: sie wanderten an Jahrhunderten vorüber, sie sahen die Gebeine ungezählter Heiliger vor Augen und erlebten endlich das ganze Erdenwaffen Christi, indem sie immer wieder ein leibhaftes Zeugnis seiner Taten, Wunder, Leiden, mit frommer Scheu betrachten durften. Da war ein vergoldeter Sarg mit dreizehn Zähnen und 5626 Knochenstücken unbekannter Märtyrer, mit 73 Teilchen von verschiedenen heiligen Stätten. Da waren Kleidungsstücke, Glas und Löffel der heiligen Elisabeth, Gebeine des Ulrich von Augsburg, der die Ratten austrieb, Harnisch und Rock des streitbaren Mauritius, Finger der heiligen Bobilia, eine Rippe Othiliens, ein Bein der Margarete, Gesichtshaut des Bartholomäus. Da gab es Reste von Hemd und Rock, von Haar und Milch der Gottesmutter, von der Krippe, von der Wiege, von den Windeln, vom Stroh, auf dem das Jesuskind gelegen, von Kreuz und Dornenkrone, vom Speer der Kreuzigung, vom Stein der Himmelfahrt, vom Brot der Jünger zu Emmaus, ja Stücke vom brennenden Busch des Moses, und eine ganze unschuldige Kinderleiche vom Mord zu Bethlehem... In der Tat, dieser Spuk musste verscheucht werden.

*

21. 10. 34. In einem guten Roman reden die Menschen nicht so, wie sie in Wirklichkeit sprechen, sondern so, wie sie reden würden, wenn sie die Fähigkeit hätten, ihre Empfindungen und Gedanken mit den richtigen Worten auszudrücken. Diese Fähigkeit macht den Dichter und gibt ihm seine Funktion in der menschlichen Gesellschaft.

(Wird fortgesetzt)

KLEINE RUNDSCHAU

Welsche Zeitschriften

II

Les cahiers protestants

La Concorde, Lausanne; Redaktion: Charles Béguin, Auvernier.

Die „Cahiers Protestants“ sind zweifellos die altehrwürdigste dieser Veröffentlichungen. Sie sind — wenn auch noch nicht unter dem heutigen Namen — vor 25 Jahren entstanden zusammen mit den bekannten „Camps“, die jährlich mehrmals in Vaumarcus am Neuenburgersee stattfinden. Junge Menschen versuchen dort in Zeltlagern ernsthafte und aktive Christen zu werden; unlängst zeigte Dorette Berthoud in ihrem vielgelesenen Buche „Vivre comme on pense“, welch wichtige Rolle Vaumarcus im protestantischen Geistesleben der Westschweiz spielt.

Aus einem Organ der Teilnehmer an diesen Lagern sind dann die Cahiers Protestants zu „dem“ Organ der welschen protestantischen Kirche überhaupt geworden. Sie sind die einzige Zeitschrift, welche zum Beispiel eine in kirchlichen Kreisen so rückhaltlos verehrte, beherrschende und verbindende Figur wie René Guisan unter ihre regelmässigen Mitarbeiter gezählt hat.

Heute besteht der Inhalt der Cahiers Protestants hauptsächlich aus Diskussion über das Glaubensbekenntnis, das Wesen der Kirche, Kirche und Staat, Kirche und Laien. Das letzte Heft war ganz der Situation der einzelnen welschen Kirchen gewidmet (kantons- und regionenweise); es brachte zudem Teile eines Vortrags von Professor Emil Brunner in französischer Uebersetzung. Im Ganzen erscheinen die Artikel umso interessanter, je konkreter das Thema ist. Wenn Louis Meylan, Rektor der Lausanner Töchterschule, mit viel Verve zeigt, dass „nationale Erziehung“ und „schweizerische Schule“ für die Welschen zuerst einmal bedeutet: gut deutsch lernen — wenn ein Geschichtsprofessor der Universität Lausanne, David Lasserre, ein kleines Ereignis der alten Schweizergeschichte hervorholt und deutet — dann sagt das uns natürlich mehr als die grossen Dissertationen über die Freiheit